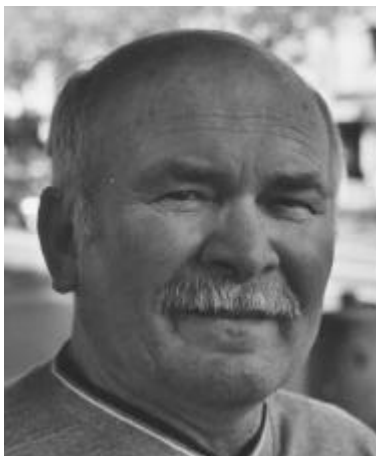


# IM EHRENAMT DEN KUMPELN NOCH VERBUNDEN

DENISE HABERGER ÜBER RUDOLF KLEIN

Es war Nacht - bei Tage. Eine dunkle, schwarze Nacht. Für Rudolf Klein war es Jahre lang Nacht, wenn die Sonne schien. 800 Meter tief in der Erde ging er seiner Arbeit nach. Zappenduster, nur mit einer kleinen Lampe, befestigt am Helm, konnte man etwas sehen. Der Staub in der Luft machte die Arbeit ganz schön schwer. Rudolf Klein



war Bergmann. Arbeit unter Tage, in einer Tiefe, die ganz schön Angst machen kann. Doch für Rudolf Klein war das kein Problem. »Ich habe nie daran gedacht. Schließlich musst du deine Arbeit erledigen.«

Eine ganz schön abgeklärte Einstellung. »Man konzentriert sich einfach darauf, sein Pensum zu schaffen. Wenn ich auch noch daran gedacht hätte, was passieren könnte, hätte ich gleich aufhören können. Dann wäre man da unten fehl am Platz gewesen.« Als abgeklärt will sich Rudolf Klein nicht bezeichnen. Es sei halt einfach ein Job gewesen - ein knallharter Job dazu. Mit Leib und Seele war er nie Bergmann: »Ich war jung und die Arbeit 'vor Kohle' war eine echte Maloche.«

Und trotzdem: heute erinnert noch einiges an seine Arbeit unter Tage. Vor seinem Haus in Bochum-Weitmar

steht auf einem kleinen Podest ein alter Förderwagen von damals. Den hat ihm ein Kumpel mal bei einem 'Klüngelskerl' besorgt und zum 50. Geburtstag geschenkt. »Ein kleines Schätzchen, denn so einfach kommt man da nicht mehr dran«, erklärt der heute 67-jährige. In weißen Buchstaben steht 'Glück auf' darauf, und anstatt Kohle befindet sich ein kleines Blumenbeet darin.

Auch im Haus finden sich immer wieder Erinnerungsstücke an seine Bergmannszeit. Fast schon würdevoll steht eine kleine Figur auf der Kommode im Esszimmer. Mit einer Kaffeeflasche in der einen Hand und einem Möpschen unter dem anderen Arm scheint es fast, als komme dieser Holz-Bergmann gerade nach Hause. »So sahen wir früher aus. Die Kaffeeflasche haben wir in ein Handtuch eingewickelt, damit wir im Werk auch was zum Abwischen hatten, und das Möpschen, das Stück Holzkohle, haben wir uns zum Anfeuern der Kohle aus dem Werk mit nach Hause genommen«, beschreibt Rudolf Klein das Kerlchen.

Mit besonderem Stolz erfüllt ihn aber die Grubenlampe, die er als Anerkennung für seine Tätigkeit als Knappschaftsältester bekommen hat. Denn obwohl seine Zeit als Bergmann schon lange vorbei ist, engagiert sich Rudolf Klein bis heute.

Seit 1973 berät er als Versichertenältester andere Versicherte der Bundesknappschaft. Er hilft ihnen bei Rentenanträgen und versucht ihre Forderungen durchzusetzen. »Ich fungiere hier als Instanz zwischen der Knappschaft und den Versicherten als Vermittler. Ich versuche aber vor allem, meine ehemaligen Kollegen und deren Witwen vor Schaden zu bewahren.« Doch das ist nicht immer einfach. Viele seiner Kumpel sind durch ihre Arbeit im Bergwerk heute schwer krank. Auch Rudolf Klein leidet seitdem an Silikose, der so genannten Staublunge. Ihn hat es allerdings nicht so schlimm erwischt. »Es hat mir sehr weh getan, wie die anderen

gestorben sind. Das ist ein elendiger Tod. Du bekommst irgendwann einfach keine Luft mehr. Und das Schlimmste daran ist, dass die Genossenschaft oft nicht zahlt.« Denn Silikose ist nicht immer als Folge der Bergbauarbeit anerkannt. Manche Ärzte seien immer noch der Meinung, die Arbeit unter Tage habe nichts mit Silikose zu tun. Und deswegen drücke sich die Versicherung manchmal um die Zahlungen. »Durch das Geld wird man natürlich auch nicht mehr gesund, aber es hilft zumindest ein bisschen.« Und für diese Hilfe kämpft er im Namen seiner Kumpel.

Rudolf Klein sitzt am Esstisch und hält die Grubenlampe lächelnd in seinen Händen. Obwohl ihm diese Arbeit nie wirklich gefallen hat, bleibt er dem Bergbau in gewisser Weise verbunden. Hier hat er seine Freunde gefunden, seine Kumpel. Hier in Bochum hat er eine zweite Heimat gefunden und seine Frau Hildegard.

Seit 41 Jahren sind die beiden verheiratet, haben zwei Töchter und vier Enkelkinder, eines ist noch unterwegs. 1982 erfüllte sich das Ehepaar einen großen Traum und kaufte sich ein eigenes Haus. »Das war immer sehr wichtig für uns. Jetzt haben wir eine eigene Ponderosa«, bemerkt Rudolf Klein schmunzelnd. Und dass diese Ponderosa auch noch in Bochum steht, freut ihn besonders. »Ich bin ein richtiger Bochumer Junge. Obwohl ich nicht hier geboren bin, gehöre ich zu dieser Stadt und sie zu mir. Mich zieht es hier nicht mehr weg.« Gerade das Zusammenspiel von Industrie und Grünflächen um Bochum herum fasziniert Rudolf Klein. Die Stadt mitten im Pott, in der man Zechen sehen kann, die aber auch einen landwirtschaftlichen Charakter hat, begeistert ihn. Und das genießt er auch tagein tagaus. Seine Spaziergänge im Weitmarer Holz, im Stadtpark oder an der Ruhr will er nicht missen.

Auch an seine Zeit als aktiver Sportler erinnert er sich gerne. »Ich war auf den Sportplätzen zu Hause. Als junger Spund habe ich leidenschaftlich Fußball gespielt.« Erst im

Verein 'Weitmar 09', dann für 'Rasensport Weitmar'. Wie ein ordentlicher Bochumer ist er auch absoluter Fan des VfL. Trauert bei jedem Abstieg und feiert jeden Aufstieg. Früher verfolgte er die Spiele seiner Mannschaft auch noch im Stadion. Eingepackt in seinen blau-weißen Schal beobachtete er neben den Spielen besonders gerne die Menschen um sich herum. Heute sei die Stadion-Zeit vorbei. »Im Alter ist es doch zu Hause vor dem Fernseher am bequemsten.«

Heute geht es ihm ganz gut. Doch wenn er an seine Kindheit zurückdenkt, erinnert sich Rudolf Klein vor allem an eines: Armut. Armut, verursacht durch Krieg. 1935 wurde er in einem 200-Seelen-Dorf im Kreis Falkenberg in Oberschlesien geboren. Bis zum Kriegsausbruch lief alles noch in geregelten Bahnen, doch mit dem Einmarsch der Nationalsozialisten in Polen marschierte auch der Hunger ein. Als sein Vater, ein Berufssoldat, 1942 fiel, brachen, wie in vielen anderen Familien auch, die wirklich harten Zeiten an. Seine Mutter musste ihn und seine ältere Schwester allein durchbringen. Die Lebensmittelmarken reichten gerade für das Nötigste. Das war nicht immer genug. Und da musste es auch schon mal Brennesselsuppe sein oder die übrig gebliebenen Kartoffelschalen vom Vortag.

An die Zwei-Zimmer-Wohnung, in der die Familie lebte, erinnert sich Rudolf Klein nicht mehr so genau. Er weiß nur noch, dass er sich öfters mehr Bewegungsfreiheit gewünscht hat. Deshalb war er auch selten in der Wohnung. Sein Dorf kannte er wie keinen anderen Ort auf der Welt, die Bewohner waren mehr als nur Nachbarn. Der Krieg schweißt eben zusammen. Dennoch haben er und seine Familie noch recht viel Glück gehabt: »In der Stadt ging es den Menschen noch viel schlechter. Die haben dort den Krieg so richtig erlebt.« Die erste wirkliche Berührung mit dem Krieg hat es für Rudolf Klein erst am Ende, ab 1944, gegeben. Dann nämlich heulten immer wieder die

Sirenen im Dorf. Fliegeralarm. Völlig unvorbereitet suchten die Menschen Schutz im Wald. Einen Luftschutzbunker gab es nicht.

Mit dem Ende des Krieges endete auch seine Zeit in Oberschlesien. Millionen Menschen wurden damals aus ihrer Heimat vertrieben. Rudolf Klein und seine Familie verschlug es 1946 in die Nähe von Hannover. Dort lebten sie in einem Flüchtlingslager. »Im Grunde hatten wir noch richtig viel Glück. Viele Flüchtlinge hatten es später sehr schwer, eine Arbeit zu finden. Und gerade die Kinder fanden erst gar keine Lehrstelle«, lässt Rudolf Klein diese Zeit Revue passieren. Ihm erging es nicht so. 1950, nach der Volksschule, stand er vor der großen Entscheidung, welchen Berufsweg er einschlagen wollte. Sein Traum war es, Schlosser beim Eisenbahnbau zu werden. Die großen schwarzen Lokomotiven hatten ihn schon immer fasziniert. Damals verpasste er jedoch die Bewerbungsfrist und musste somit umsatteln. Das Arbeitsamt schlug ihm einige Ausbildungsmöglichkeiten vor, Rudolf Klein entschied sich schließlich für den Bergbau. »Man hatte mir gesagt, dort könne ich es zum Betriebsführer schaffen und ordentlich verdienen.« Seine Wahl hatte aber auch etwas mit seinem zukünftigen Wohnort zu tun. »Schon als Kind wurden wir in Richtung Sonnenuntergang gehalten und man sagte uns: 'Dort musst du hin. Dort in den Westen, denn da ist das Leben besser.' Und somit war das für mich klar.«

Seit jeher war das Ruhrgebiet für Rudolf Klein der Inbegriff von Arbeit. Hierhin verschlug es Menschen, die es woanders nicht geschafft hatten. »Das findet man hier im Revier immer wieder: Menschen von außerhalb sind hierher gekommen, um Arbeit zu finden und haben sich niedergelassen. So ist eben das Ruhrgebiet.« Ein Schmelztiegel verschiedener Nationen, aber nicht zuletzt ein Schmelztiegel von Menschen aus ganz Deutschland,

---

die nach dem Krieg einen Neuanfang suchten. Einer von ihnen war Rudolf Klein.

1950 begann er seine Lehre zum Knappen in der Schachtanlage 'Prinz Regent'. »Eine knüppelharte Zeit«, an die sich Rudolf Klein nicht gerne erinnert. »Nie im Leben habe ich so hart gearbeitet wie im Bergwerk. Auch später nicht mehr. Wir mussten seinerzeit ja noch alles per Hand machen.« Damals förderte man die Kohle noch mit einem Hammer aus der Wand. Eine schweißtreibende Arbeit, die Rudolf Klein am Anfang einen Muskelkater nach dem anderen bescherte. Doch man gewöhnt sich an alles, auch an die Enge. Platzangst hatte er nur einmal, als er in einen sehr engen Schacht klettern musste. Da musste er hinterher schon ganz tief durchatmen.

1953 schloss er seine Lehre mit dem Knappenbrief ab. Danach arbeitete er noch weitere fünf Jahre in der Anlage. Bis zum Ende konnte er sich nicht an die Gegebenheiten des Bergbaus gewöhnen. Eine knappe Stunde brauchte er immer nach unten bis zu seiner Arbeitsstelle. Erst ging es mit dem Schachtaufzug 800 Meter tief in die Erde, einen Meter pro Sekunde. Dann weiter mit dem Personenzug, eine kleine Reise durch die Anlage.

Auch mit den hygienischen Gegebenheiten konnte sich Klein nie wirklich vertraut machen. »Wir hatten einen Kübel, den wir als Toilette nutzen konnten. Anders ging es ja nicht da unten. Man konnte ja schlecht wieder rauf fahren, wenn man mal musste«, erzählt er lachend. »Ich hab den Kübel nie benutzt. Dann lernt man halt einzuhalten.«

Im Sommer 1958 wurde seine Karriere als Bergmann jäh beendet. Damals machte er Urlaub in Bayern. Mit seinem Motorrad fuhr er auf einer Landstraße, ein bisschen zu schnell, wie er heute zugibt - jugendlicher Leichtsinn eben. Als ihn die Sonne blendete, geriet er ins Schlittern und von der Straße. Er überschlug sich und brach sich das Bein. Ein

sehr komplizierter Bruch. Zwei Jahre lang dauerte der Heilungsprozess. Immer wieder musste er ins Krankenhaus. Erst in Bayern, danach ins Bergmannsheil in Bochum. Zwischendurch durfte er wieder nach Hause. Nach mehreren Operationen und Therapien war sein Bein so gut wie geheilt, und Rudolf Klein hätte eigentlich wieder an seine Arbeit zurückgehen können.

Doch damals hatte die Bergbaukrise ihren Höhepunkt erreicht. Während noch drei Jahre zuvor bundesweit 150 Millionen Tonnen Kohle gefördert wurden, ging der Absatz 1960 deutlich zurück. Immer mehr billiges Öl wurde aus dem Ausland importiert. Auf Kohle waren immer weniger Menschen angewiesen. Im Bergbau wurde erheblich weniger gefördert. Und somit mussten die ersten Zechen geschlossen werden. 'Prinz-Regent' war die zweite Anlage der insgesamt 23 Bochumer Zechen, die in diesem Jahr ihre Arbeit einstellte. Wie 5.400 andere Bergmänner stand Rudolf Klein nun auf der Straße. Für ihn war schnell klar, dass er im Bergbau keine Chance mehr hatte. »Das war für mich vorbei. Jetzt wurde es Zeit für etwas Neues.« Und so entschloss sich Rudolf Klein nach acht Jahren unter Tage, wieder ans Sonnenlicht zurückzukommen.

Er ließ sich zum Schweißer umschulen und schon bald danach fand er eine Anstellung im Kraftwerk Springorum. »Damals suchte ich neben einem Job auch eine Wohnung, weil ich gerade geheiratet hatte. Ein Kumpel erzählte mir von dem Kraftwerk, denn dort gab es für die Angestellten auch Wohnungen, und damit war die Sache für mich besiegelt.« Von 1961 bis 1985 arbeitete er in dem Kraftwerk, nach der Schließung wurde er nach Datteln versetzt. Die Arbeit als Schweißer war für ihn eine erhebliche Erleichterung. Nun war er für Reparaturarbeiten im Kraftwerk zuständig. Die schwere Maloche unter Tage hat er nicht vermisst. Dennoch erfüllte ihn das Zechensterben mit Traurigkeit. 1974 schloss mit der Zeche 'Holland' die letzte Schachtanlage in Bochum. Nach 150 Jahren ging

---

somit eine Wirtschafts-Ära zu Ende. »Der Bergbau gehörte zu Bochum und hat die Stadt geprägt. Viele Menschen verdienen dort ihr Brot«, erzählt er wehmütig. »Heute gibt es nicht mehr viele Menschen, die den Bergbau so richtig erlebt haben und davon auch erzählen können. Die jungen Leute wissen gar nicht mehr, wie das damals war.« Deshalb findet Rudolf Klein das Bergbau-Museum auch so gelungen. »Dort kann man sehen, wie es früher war. Es sieht genauso aus wie an meiner alten Arbeitsstelle. Nur ist alles viel sauberer.«

1995 ging Rudolf Klein in den Ruhestand. 45 Jahre lang hatte er gearbeitet. Nun stand er vor einem weiteren Neuanfang. »Es war anfangs schon komisch, wenn man morgens nicht mehr aus dem Haus gehen musste. Da fehlt einem etwas.« Und dieses fehlende Etwas hat Rudolf Klein seitdem Tag für Tag ausgeglichen. Schon während seiner Zeit als Bergmann hat er sich in der Gewerkschaft engagiert, eine Sache, die für ihn besonders wichtig war. »Der kleine Mann, der Arbeiter, wird immer unterdrückt. Auf ihm wird herumgetrampelt. Viele glauben, sie bräuchten keine Gewerkschaft, aber irgendwann ist es wichtig jemanden zu haben, der sich für einen einsetzt.« Und das macht Rudolf Klein seit über 50 Jahren. Er setzt sich für die Belange anderer Menschen ein. Erst in der Gewerkschaft, dann als Knappschaftsältester, in der SPD, aber auch im Siedlerbund. Er berät, informiert, organisiert oder verteilt einfach mal ein paar Mitgliedszeitungen. Verantwortungsvolle Posten will Rudolf Klein nicht mehr einnehmen. »Dafür gibt es die Jüngeren. Ich bin schließlich kein Platzhirsch, der auf einem Posten bleibt, bis er tot umfällt. Ich hatte meine Zeit, jetzt sind die anderen dran.« Doch gerade der Nachwuchs will sich nicht einstellen. »Das ist das große Problem beim Ehrenamt. Es gibt nicht mehr viele junge Menschen, die sich ernsthaft engagieren wollen. Und so bleibt alles an den Älteren hängen. Die werden aber auch nicht immer da sein.« Eine Patentlösung hat aber



auch Rudolf Klein nicht: »Da muss sich etwas in der Gesellschaft ändern, sonst stirbt das Ehrenamt irgendwann aus.«

Rudolf Klein will so schnell aber nicht aufhören. Irgendetwas muss er immer zu tun haben: Immer unterwegs sein, Menschen kennen lernen, das ist unentbehrlich für Rudolf Klein. Für dieses Engagement wurde er vor einigen Jahren belohnt. Eines Tages flatterte ein Brief ins Haus: Er sei für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen worden, für jahrzehntelange ehrenamtliche Arbeit. »Das war schon was. Immerhin fällt einem so etwas nicht in den Schoß. Dafür muss man schon etwas leisten.« Und davon waren auch andere Menschen überzeugt. 1998 wurde Rudolf Klein ins Bochumer Rathaus eingeladen. Während eines feierlichen Aktes mit einigen Reden und einem Buffet überreichte ihm Bürgermeisterin Gabi Schäfer das Bundesverdienstkreuz.

Heute hängt die Auszeichnung im Esszimmer. Fein säuberlich in einem kleinen Bilderrahmen. Nicht auffällig, aber wenn man sich genau umschaute, bleiben die Augen zwangsläufig an dem Kreuz mit blauem Band hängen. Hildegard Klein betrachtet das Kreuz und lächelt in sich hinein. »Manchmal hatte man schon das Gefühl, es wird zur Sucht. So oft war er unterwegs, immer wieder hat er sich das Nächste aufgeladen. Dabei musste er noch arbeiten. Und jetzt, wo er sich eigentlich ein bisschen ausruhen könnte, geht es genauso weiter.« Aber genau das ist es auch, wofür sie ihn bewundert - seine Energie. Sie selbst hat sich nach ihrer Berufszeit auf ihren Ruhestand gefreut. 30 Jahre lang arbeitete sie als Erzieherin. 1965, drei Jahre nach der Geburt der ersten Tochter Elisabeth, fing Hildegard Klein im Kindergarten Wiemelhausen an. Für ihr kleines Mädchen war damals auch ein Platz frei, so konnte Hildegard immer in ihrer Nähe sein. Als Steffi 1968 auf die Welt kam, legte die Mutter erneut eine Babypause

ein. Vier Jahre danach, 1972, fing sie im Kinder- und Jugendheim Overdyk an. Dort arbeitete sie bis zu ihrer Pensionierung 1999. Heute kümmert sie sich neben ihrer Familie vor allem um den Garten, den sie hegt und pflegt. Ein Hobby, das die beiden teilen. Gerade im Sommer verbringt das Ehepaar Stunden hinter dem Haus. Hildegard Klein bearbeitet das Gemüsebeet und die Blumen-Rabatten, während sich ihr Mann seiner anderen Leidenschaft hingibt - der Kaninchenzucht. An die 70 Rassekaninchen tummeln sich in einem großen Stall. Regelrechte »Bomber«, wie sie Rudolf Klein beschreibt. Die meisten sogar größer als Yorkshire-Terrier Jule, die aufgeregt neben ihrem Herrchen hoch springt, um das Kaninchen zu beschnuppern, das er gerade aus seinem Stall geholt hat.

Einige Male im Jahr macht sich Rudolf Klein auf den Weg zu Kaninchenschauen, Wettbewerbe, bei denen die schönsten Züchtungen gekürt werden. Das kann ganz schön ins Geld gehen, aber immerhin verkauft er auch das eine oder andere Kaninchen. Werden die Tiere nicht verkauft, landen sie schon einmal auf dem Herd, »das gehört einfach dazu!« Die Arbeit, die Rudolf Klein mit seiner Kaninchenzucht und seinem ehrenamtlichen Engagement betreibt, will er auf keinen Fall missen. »Ich muss schon hin und wieder aufpassen, dass ich nicht zuviel auf einmal mache. Aber wenn es mir wirklich zuviel würde, wäre sofort Schluss. Dann wäre ja auch der Spaß weg.«

Wenn Rudolf Klein heute auf sein Leben zurück blickt, würde er nicht viel ändern wollen. Doch eines, das sagt er ganz bestimmt, hätte er sich anders gewünscht. Noch heute ist er wütend darauf, keine umfangreiche Schulbildung genossen zu haben. »Nach dem Krieg hat man die Flüchtlingskinder so im Stich gelassen. Die Schule in Hannover war einfach ein Witz«, macht er seinem Ärger Luft. Damals hatten sie drei Stunden am Tag Schule.

Davon hielten sie sich die Hälfte der Zeit draußen auf dem Schulhof auf und spielten Fußball. Die andere Hälfte der Zeit sei der Lehrer so hilflos und überflüssig gewesen, dass die Kinder so gut wie gar nichts gelernt hätten. »Was hätte uns der 65-jähriger Mann schon beibringen können?« Später dann, in der Berufsschule, sei es schon besser gewesen. Die acht Stunden einmal in der Woche haben ihm richtig Spaß gemacht. Doch irgendwie habe er während dieser Zeit auch nicht das Interesse gehabt, sich weiterzubilden. »In dem Alter hatte ich andere Dinge im Kopf. Meine Freunde und natürlich Mädchen«, muss er zugeben. Zu spät habe er begriffen, wie wichtig Bildung sein kann. Vor allem die Sprachen fehlen ihm im Urlaub.

Im September wird wieder das Siedlungsfest »Im Großen Busch« gefeiert - zum letzten Mal hat Rudolf Klein das Fest organisiert. »Dann sind die Jüngeren dran, denen ich aber gerne helfe, wenn es gewünscht ist.« Kontakt mit den Jüngeren wird Klein auch über den aufgestiegenen VfL halten: »Da muss ich ja jetzt doch wieder ab und an ins Stadion.«